

# ZURÜCK ZUR BASIS

**Das Oberwallis kennt man nicht als Region der architektonischen Perlen. Aber gebaut wird sicher auch dort – oder?**

**Zur Beantwortung dieser Frage reiste «architektur+technik»**

**nach Brig zu Albrecht Architekten. Dort stellte sich heraus: Im Oberwallis ist in Sachen Baukultur einiges in Bewegung.**

TEXT Barbara Hallmann FOTOS Lea Hepp

In vielen Architekturbüros arbeitet – und lebt es sich – wie in einer Familie. Aber sind Architekturbüros klassische Familienunternehmen? Gewiss nicht. Dass sie aber auch als Familienunternehmen funktionieren können, zeigt sich am Beispiel von Albrecht Architekten aus Brig. Denn die Geschäftsleitung teilen sich hier die Geschwister Caroline und Matthias Albrecht. Sie sind Kinder des Firmenmitbegründers Moritz Albrecht und haben sich nach ihrer Ausbildung an der ETH Zürich, in den USA und an der AA London entschieden, in ihre Heimat Oberwallis zurückzugehen. Ihr Ziel: Vor Ort hochwertige Architektur realisieren – obwohl das nicht immer leicht ist.

## Headhunting, Wallis-Style

1968 gründeten Moritz Albrecht und Robert Bürcher gemeinsam ein Baubüro im Oberwallis. Zuerst planten sie vor allem Bahnanlagen, nach und nach wurden ihre Aufgaben diverser, es kamen Wohnungsbauten und Tourismusprojekte hinzu. Das Bauen faszinierte auch Albrechts drei Kinder, die gewissermassen mit dem Büro aufwuchsen. Seinen Ältesten konnte der Vater davon überzeugen, nicht Architekt, sondern Bauingenieur zu werden. Die beiden jüngeren Kinder jedoch interessierten sich mehr für die gestalterischen Aspekte des Bauens. Die Zweitgeborene, Caroline, entschied sich für die Matura, schloss direkt ein Architekturstudium an der ETH Zürich an und arbeitete rund zehn Jahre als Architektin in Zürich.

Matthias Albrecht, ihren ein Jahr jüngeren Bruder, zog es nach der Hochbauzeichnerlehre und dem Vorkurs an der Kunstgewerbeschule Sitten nach Übersee. Einem Innenarchitektur-Bachelor am RISD Providence folgten eine Zeit als Architekt in New York und ein Architektur-Master an der AA London. Danach wagte er den grossen Sprung zurück an die Basis: Er entschied sich, es nicht dabei zu belassen, über die mangelnde Architekturqualität im Oberwallis zu klagen und das Glück anderswo zu suchen. Stattdessen bewies er den Mut, die Dinge in der Heimat selbst in

die Hand zu nehmen – wollte aber doch erst sehen, wie sich die Zusammenarbeit mit dem Vater einspielt. «Wichtig ist, dass jeder seine Rolle kennt und findet.» Und es funktionierte – auch weil der Vater Kompetenzen abgab, Vertrauen in den Sohn zeigte und sich Stück für Stück zurückzog. Das überzeugte fünf Jahre später auch seine Tochter Caroline.

Matthias Albrecht wünscht sich, dass die «Guten» ins Wallis zurückkommen, «die mit einer guten Ausbildung und guten Vorstellungen» – und dass sie das Gelernte in ihrer Heimat umsetzen. Er sucht Mitarbeiter, die jenseits der Walliser Täler ihren Horizont erweitern konnten, nicht nur in architektonischer Hinsicht. So auch Heinz Noti und Christian Gerold: Beide haben an der ETH Zürich studiert, arbeiteten danach als Architekten in Graubünden und Bern, bevor sie in die Heimat zurückgingen. Über persönliche Netzwerke lernten Caroline und Matthias Albrecht die beiden kennen. Mit der Aussicht auf interessante Projekte schafften sie es, sie zur Rückkehr zu bewegen. Für Christian Gerold war das die Chance, dem Rat eines seiner ETH-Professoren zu folgen: «Wenn Du wirklich etwas bewegen willst, dann geh zurück ins Oberwallis.»

Allen Architekten des Büros gemeinsam ist die Haltung zur Architekturkultur und -rezeption in der Region: Man muss die gegebenen Umständen positiv nutzen – seien das nun die Vorurteile und Haltungen der Bevölkerung, starre Baureglemente oder althergebrachte, örtliche Gepflogenheiten.

## Reka-Dorf versus Zollstelle

Seit Matthias Albrecht ins Büro des Vaters einstieg, sind mittlerweile mehr als ein Dutzend Jahre vergangen. Mit einem grossen Kompetenz-Mix der rund zwanzig Mitarbeiter und einem breiten Aufgabenspektrum ist man für viele Aufgaben gewappnet, widmet sich Wohnbau-Direktaufträgen privater Bauherrschaften genauso wie Wettbewerben und ihrer Realisierung. Eine Spezialisierung, das bestätigen Caroline und Matthias

Albrecht, ist in einer Region wie dem Oberwallis nicht sinnvoll – und sie ist von den Architekten selbst auch nicht gewünscht: Dass sie sich heute mit dem neuen Reka-Ferienort Blatten, morgen mit dem Umbau eines Altersheims und übermorgen mit Projekten für die Eidgenössische Zollverwaltung befassen, macht für Caroline und Matthias Albrecht den Reiz ihrer Arbeit aus.

## Unter Geschwistern

Seit September dieses Jahres haben die Architekten auch das richtige Domizil für ihre tägliche Arbeit: Das Büro zügelte in einen sehr urbanen Bau im Zentrum von Brig, den die Architekten selbst entworfen und ausgeführt haben. Die neuen Räume sind perfekt auf die Bedürfnisse der rund zwanzig Teammitglieder abgestimmt.

Bleibt noch die Frage, wie es sich unter Geschwistern arbeitet und wie der Vater mit dem Engagement seiner Kinder umgeht. Unisono bestätigen alle: Mit den Jahren hat jeder in der Familie Albrecht seine Aufgabe, seine Rolle gefunden – als Verwandter wie als Berufskollege gleichermaßen.





Alles neu seit September: Albrecht Architekten zogen in neue Büros, die sie selbst planen durften. Die Räume zeigen die Spannweite ihrer Aufgaben zwischen urbanen und ruralen Themen.





Das Büro der Geschäftsleitung ist bei Albrecht Architekten offen. Hier sitzen sich die Geschwister Caroline und Matthias Albrecht tagtäglich gegenüber. In der Diskussion um das Sein und Werden des Büros haben aber auch Mitarbeiter wie Architekt Heinz Noti etwas zu sagen (unten).



## «Hier geht etwas.»

Albrecht Architekten trafen sich zum Interview mit «architektur+technik». Matthias Albrecht, Caroline Albrecht, Heinz Noti und Christian Gerold sprechen über das aktuelle Architekturgeschehen im Wallis – und darüber, wo sie sich darin verorten.

**«architektur+technik»:** Das Oberwallis scheint, von Zürich aus betrachtet, im architektonischen Tiefschlaf zu liegen – gerade verglichen mit ähnlichen Regionen wie dem Bündnerland. Dennoch konnten Sie in den vergangenen Jahren einige interessante Projekte realisieren. Wie schätzen Sie die Situation ein?

**Heinz Noti (HN):** Nehmen wir als Beispiel Graubünden, ein ähnlich alpiner Kanton mit ähnlichen Problemen und Themen. Dort konnte sich in den letzten 15 oder 20 Jahren eine ganz eigene Architektur entwickeln – und eine Rezeption dafür. Das gibt es hier im Oberwallis auch, es steckt einfach noch in den Kinderschuhen. Das Feuer lodert noch nicht recht.

**Christian Gerold (CG):** Hier zeichnen viele einen ersten Entwurf ihres Hauses selbst und gehen dann zu einem Baumeister, der ihnen das genau so realisiert. Ihr Credo: Dafür brauch ich doch keinen Architekt, um ein paar Fenster und ein paar Zimmer zusammenzubauen.

**Caroline Albrecht (CA):** Die Gemeindereglemente blockieren uns schon ein bisschen.

**HN:** Aber das kann ja auch eine Chance sein, Graubünden hat das schliesslich auch. Was nicht geht, ist ständig lamentieren und Fahnenflucht betreiben. Wir versuchen mit unserer Arbeit, die vorhandenen Parameter ins Positive zu münzen.

**Und was ist mit dem Wettbewerbswesen?**

**HN:** Dadurch tut sich viel. Man kann aber natürlich nicht mit der Brechstange inner-



halb von zehn Jahren eine Architekturskultur forcieren, wie es sie heute in Graubünden oder auch in Bern gibt. Vielleicht haben wir das hier ein bisschen verpasst, vielleicht war auch das Umfeld bislang nicht das Richtige. Irgendwann entsteht ein Teppich von Trouvaillen, den man als Architekturgut bezeichnen kann.

**Matthias Albrecht (MA):** In Graubünden waren solche Bauten wie die Therme Vals sicher wichtige Lokomotiven. Die Leute aus der Region denken sich dann, dass die Sache doch irgendwie Substanz haben muss, wenn so viele Leute extra dafür in ein abgelegenes Tal fahren. Solche Projekte wären hier auch sinnvoll. Aber es haben sich in den vergangenen Jahren einige Büros doch in diese Richtung profiliert, und man kann es so sagen: Es geht etwas.

**Wie reagieren die Leute auf ihre Bauten?**

**HN:** Wir wollen mit unserer Architektur nicht schocken. Unsere Architektur soll sich in den Ort eingliedern. Dann ist es wichtig, den Leuten zu vermitteln, dass ein Haus auch anders aussehen kann. Die meisten Meinungen sind doch eher vorgefasst: Ein Haus ohne Balkon ist kein Haus.

**MA:** Wenn wir dem Durchschnitt gefallen würden oder die Bevölkerung nichts daran auszusetzen hätte, dann wären wir architektonisch wahrscheinlich nicht dort, wo wir gern sein möchten.

**HN:** Das ist ein laufender Prozess. Nehmen wir die Raiffeisenbank in Reckingen (siehe Projekte S. 96). Dieses Objekt können wir der Bevölkerung sehr gut erklären: Wieso steht es genau dort? Wieso ist es genau so materialisiert? Wieso sieht es genau so aus? Wir

kämpfen schon gegen vorgefertigte Bilder – aber glücklicherweise gibt es die nicht bei allen. Die Bauherrschaft und der Gemeindepräsident von Reckingen waren sehr offen und haben unser Vorhaben unterstützt.

**MA:** Wir haben auch traditionelle Elemente integriert, aber die Art, wie wir sie eingesetzt haben, entspricht nicht den vorgefassten Bildern der Leute. Dafür bräuchte es einfach mehr Balkon und mehr Vordach.

**Nehmen wir an, Sie dürften sich einen Direkt-auftrag aussuchen. Was wäre das?**

**MA:** Mich würde die Aufgabe interessieren, in einer der drei Talgemeinden Brig, Visp oder Naters einen etwas höheren Eckpfeiler zu setzen. Bestimmt und an einem guten Ort. Vielleicht keinen Prime-Tower wie in Zürich – ich finde, es passt nicht hierher, wenn die Dinge zu technisch werden. Aber vielleicht einen ländlichen Prime-Tower, einen Wallis-Prime-Tower (lacht).

**HN:** Einen Chalet-Prime-Tower ... (allgemeines Lachen).

**CA:** Ich würde gern ein Museum planen, mit der Lichtführung und der Materialisierung als Themen. Etwas, wo man das Material total reduzieren kann. Wo man etwas anderes in den Mittelpunkt setzen kann als das Gewohnte. Da gibt es auch wieder sehr schöne Beispiele, man schaue nur nach Davos.

*Die Fragen stellte Barbara Hallmann.*